

Eduard Mörike – im Herzen ein Ludwigsburger*

von Albrecht Bergold

»Bedeutendster deutscher Lyriker zwischen Romantik und Realismus und Hauptvertreter des schwäbischen Biedermeier« heißt es im Wilpertschen »Lexikon der Weltliteratur« über Eduard Mörike. Mörike, der zu seinen Lebenszeiten sich trotz des stetig wachsenden Ruhms still und unspektakulär im Hintergrund hielt, ist jedoch literarhistorisch ganz so eindeutig, wie in der genannten Beurteilung geschehen, nicht einzuordnen. Viel zu eng gefasst jedenfalls ist der regional und literaturgeschichtlich stark eingrenzende Begriff »Hauptvertreter des schwäbischen Biedermeier«. Bernhard Gugler, Professor für Mathematik in Stuttgart, ein Freund aus späten Jahren, schreibt 1875 in seinem Nachruf auf Mörike nicht von ungefähr: »Es ist öfters und von verschiedenen Seiten gesagt worden, kein Lyriker erinnere so sehr an die lyrischen Gedichte Goethes wie Mörike. Das mag hoch klingen; wer indes Mörikes Muse genauer kennt, wird unbedingt zustimmen. [...] Eines kommt noch hinzu, was in Goethes Liedern nicht voll anklingt: der Humor. In Mörikes Natur lag neben der tiefsten Empfindung der Sinn für das Heitere und Witzige, der sich aber immer mit Grazie ausdrückt.«

War er also doch nicht nur ein Romantiker, der sich in biedermeierlichen Stimmungen gefiel und sich darin erschöpfte? Mörikes scheinbar idyllisches Sein, Mörike, der melancholisch-behagliche, etwas naive Dichter – dieses in sich so wunderbar stimmige Bild geisterte zu lange in zu vielen Köpfen. Es beruhte auf einem oft noch bis heute nicht aus der Welt zu schaffenden Missverständnis. Eine tiefer gehende Betrachtung seines äußerlich ereignisarmen, unspektakulären Lebens nämlich eröffnet andere Blickwinkel, lässt vieles in anderem Lichte erscheinen und schafft wesentlich differenzierte Darstellungen seiner dichterischen Leistungen. Das gängige Mörike-Bild entspricht seiner eigenen, anfangs von studentischen und beruflichen, später von finanziellen Nöten und familiären Sorgen geprägten Lebensrealität zu fast keiner Zeit. Diese verschiedenen inneren Welten, die Zwiespältigkeit seines Wesens und deren Überwindung sind wohl die hauptsächlichen Gründe, dass viele seiner lyrischen Werke weit über romantische Stimmungen und biedermeierliche Beschüttheit und Enge hinausreichen. So sind Mörikes dichterische Meisterschaft, seine von Homer und Shakespeare, vom antiken und klassischen Erbe beeinflussten poetischen Träumereien – man denke nur an die genialischen Phantasien um Orplid – nicht nur eng verbunden mit der Vergangenheit, sondern sie weisen bereits auf Zukünftiges hin: auf die neuromantischen und impressionistischen Bewegungen der Jahrhundertwende.

Lassen Sie uns also einen etwas genaueren Blick auf diese Biographie werfen: Im Jahre 1804, Mörikes Geburtsjahr, war es in der ehemaligen Residenz- und Garnisonsstadt Ludwigsburg ruhig und öde geworden. Zur Honoratiorenschicht der Stadt gehörte auch Mörikes Vater Karl Friedrich, der sich 1790 in seiner Geburtsstadt als

* Erweiterte Fassung des am 13. Oktober 2005 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.



Marktplatz in Ludwigsburg, Stahlstich um 1834.

Amtsphysikus niedergelassen hatte. Nach seiner Ernennung zum Landvogtei- und Oberamtsarzt hatte er 1793 in Beuren, Oberamt Nürtingen, die aus Grafenberg stammende Pfarrerstochter Charlotte Dorothea Beyer (geb. 1771) geheiratet.

Von den sechs Kindern, die in den folgenden Jahren geboren worden sind, leben nur noch zwei, als Vater Mörike in seinen »Churfürstlich-Württembergischen ... Schreib-Kalender auf das Schalt-Jahr 1804« am 8. September, einem Samstag, einträgt: »Gebar mir meine Frau einen starken Sohn. Die Geburt war gut und erfolgte mittags 1/2 12 Uhr.« Und unter dem 15. September notiert er: »Heute wurde mein Kind getauft und erhielt die Namen Eduard Friedrich.« Nach Eduard Mörike sollten noch weitere sechs Kinder geboren werden: die Mörikes hatten also insgesamt 13 Kinder, von denen sechs bereits als Kleinkind starben.

1808 zog die Familie von der Oberen Kirchgasse (heute Kirchstraße, Haus-Nr. 2) in die Obere Marktstraße (Haus-Nr. 2) um. Hier verbringt Eduard Mörike die bewussten Tage seiner Kindheit und frühen Jugend, erlebt den von früh bis spät tätigen, mit seiner wissenschaftlichen Fortbildung stets beschäftigten Vater und die lebhaft und gesellige Mutter, eine weltoffene Frau mit praktischem Verstand und klarem Sinn für Wirklichkeit, die sich mit all ihren Kräften für die große Familie und im besonderen für die Ausbildung der Söhne einsetzt. Eine Frau, von der er den Humor und auch die zeichnerische Begabung erbt. Sie übt einen ebenso starken Einfluss auf ihn aus wie seine beiden älteren Geschwister Karl (geb. 1797) und Luise (geb. 1798), zu denen er großes Vertrauen hat. Über seine Mutter sagt er in seinem Lebenslauf, den er bei seiner Investitur, seiner Einsetzung als Pfarrer in Cleversulzbach im Juli 1834 der Gemeinde vorträgt: »Im Sittlichen [konnte uns] die Mutter auch statt alles

Andern gelten. Durch ihre Zärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studierte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine unwiderstehliche sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus.«

Der Wunsch des Vaters war, dass Eduard die theologische Laufbahn einschlagen solle. Das hieß: mit knapp sechs Jahren zunächst Besuch der Knabenschule, dann fünf Jahre der Lateinschule. Es ist die Zeit, als Mörike durch das häufige Zusammensein mit seiner gleichaltrigen Base Klärchen Neuffer erste zarte, kindliche Bande zum weiblichen Geschlecht knüpft. Sie war die Tochter von Mörikes Onkel Christoph Friedrich Ludwig Neuffer, Pfarrer im benachbarten Benningen. Klärchen war für Mörike eine Schwärmerei, sicher nicht viel mehr, aber doch stark prägend für ihn. In einem »An C.N.« überschriebenen Gedicht erinnert er sich an seine »Kinderliebe«:

Jenes war zum letzten Male,
Daß ich mit dir ging, o Clärchen!
Ja, das war das letztmal,
Daß wir uns wie Kinder freuten.

Als wir eines Tages eilig
Durch die breiten, sonnenhellen,
Regnerischen Straßen, unter
Einem Schirm geborgen, liefen;
Beide heimlich eingeschlossen
Wie in einem Feenstübchen,
Endlich einmal Arm in Arme!

Weiter unten heißt es dann:

An dem fremden Haus, wohin
Ich dich zu begleiten hatte,
Standen wir nun, weißt, ich drückte
Dir die Hand und -

Dieses war zum letzten Male,
Daß ich mit dir ging, o Clärchen!
Ja, das war das letztmal,
Daß wir uns wie Kinder freuten.

Die Verbindung zu ihr hat sich also gelockert und ist schließlich ganz abgebrochen. Ein Grund wird sicherlich die räumliche Trennung gewesen sein, denn die unbeschwernten Jugendtage Mörikes enden mit dem Tod des Vaters, der drei Jahre nach einem Schlaganfall im September 1817 stirbt, abrupt. Diese Jahre im »Traumland seiner Jugend« waren für ihn ein Leben lang wichtig: So ist die Geburtsstadt oft Ziel von Ausflügen oder bietet – wenn er sie auf Reisen passieren muss – die Gelegenheit für einen längeren Aufenthalt. In einem Brief an Luise Rau aus dem Jahre 1831 heißt es: »Gestern Liebste! welch ein seliger Nachmittag! Onkel Prokurator¹, Louis² und ich fuhren zusammen nach meinem väterlichen Ludwigsburg; es war beschlossen, daß die wenigen Stunden rein nur den heiligsten Erinnerungen, d. h. der Stadt selbst und ihren alten Plätzchen sollten gewidmet werden. [...] Es war das heiterste Wetter, wir

durchzogen die Straßen, die Alleen, ich betrat – als ein Fremder mit wunderlichem Schauer das Haus meiner Eltern – o! wie viel Schönes ist da im Hof und Garten umgestaltet! Als ich einen Stumpf der herrlichen Maulbeerbäume, die mit den Zweigen sonst das Dach erreichten, so kläglich aus der Erde blicken sah, brannte mein Inneres vor Schmerz.« Und weiter unten schreibt er: »Wir durchstrichen die melankolischen Gänge der königl. Anlage; in der Emichsburg hörte ich die Windharfen³ flüstern wie sonst, die süßen Töne schmolzen alles Vergangene in mir auf – ich sah die unterirdisch aufbewahrten Ritterantiquitäten wieder, die ich als Knabe, des Jahres einmal, leise mit schüchternen Ehrfurcht, betrachten durfte, ich sah vom Thurm⁴ die Umgegend, die Wege all wo wir Kinder mit Vater und Mutter ausflogen!«

Ein anderes Beispiel für Mörikes innere Beziehung zu seiner Vaterstadt ist die Novelle »Lucie Gelmeroth«⁵, die in Ludwigsburg spielt. In ihr hat Mörike einige Kindheitserinnerungen eingeflochten:

»Am Abend [aber] sollte durch eine Anzahl von Kindern, worunter Lucie und ich, vor Ihrer königlichen Hoheit ein Schauspiel aufgeführt werden, und zwar auf einem kleinen natürlichen Theater, das, zu den Hofgärten gehörig, in einer düsteren Allee, dem sogenannten Salon, gelegen, nach allen seinen Teilen, Kulissen und Seitengemächern und dergleichen, aus grünem Buschwerk und Rasen bestand und, obschon sorgfältig unterhalten, seit Jahren nicht mehr gebraucht worden war. [...] Mein Vater hatte mir einen vollständigen türkischen Anzug machen lassen, meiner Rolle gemäß, welche überdies einen berittenen Mann verlangte, was durch die Gunst des königlichen Stallmeisters erreicht wurde, der eines der artigen gutgeschulten Zwergpferdchen abgab. Da [...] jedes einzeln von seinem Hause aus nach dem Salon gebracht wurde, so war es meiner Eitelkeit doch nicht zuwider, daß, als der Knecht den mir bestimmten kleinen Rappen in der Dämmerung vorführte, ein Haufe junger Pflastertreter mich aufsitzen und unter meinem langen Mantel den schönen krummen Säbel, den blauen Atlas der Pumposen, die gelben Stiefelchen und silbernen Sporen hervorschimmern sah.«

Das erwähnte Husarenjäckchen des kleinen Eduard Mörike hat sich im Schiller-Nationalmuseum erhalten; der heute verschollene »Säbel« geht mit einem Gedicht 1845 von Mergentheim ins nahe gelegene Wermutshausen als Geschenk an den Sohn seines engsten Freundes Wilhelm Hartlaub:

Mit einem kleinen Säbel

Der Knabe, der zehn Jahre später dir ein Freund
Und lange Zeit ein täglicher Genosse war,
Daheim noch lebt' er in des lieben Vaters Haus,
Mit blühenden Geschwistern selbst ein blühender:
Sieh, diesen Säbel zur Husarenuniform
Trug er durch Hof und Garten und Alleen der Stadt.
Das schöne Kleid (du sahst wohl noch ein Stück davon,
Scharlachen, fein, mit Silberschnörkelwerk besetzt),
Ist längst dahin samt alle seinem Zubehör,
Bis auf dies Eisen, dem getreu die Scheide blieb.
Wem laß ich nun die Waffe? Billig spart ich sie
Dem eignen Sohn; er bleibt nur gar zu lange aus!
Am Ende, fürcht ich ernstlich, kommt er nimmermehr;
Sah ich doch selbst die Mutter bis zur Stunde nicht!

Kurzum denn, Alter, deinem Erstgeborenen,
Dem Deine Bruderliebe meinen Namen lieh,
Häng ich den Säbel, bis er ihn gebrauchen kann,
Am Nagel übers Bettchen, ihm zu Häupten auf;
Unblutig Spielzeug, das von schöner Jugend weiß
Und deinem Knaben keine bösen Träume schafft.

Und ebenfalls in Mergentheim – also dreißig Jahre später – entsteht ein weiteres Gedicht, das an die Vaterstadt erinnert: beim Sammeln von Kastanien für seine Schwester Klara im Mergentheimer Kurpark denkt Mörike natürlich an die Ludwigsburger Alleen und überreicht die Früchte erst, als er ein entsprechendes Gedicht dazu geschrieben hat:

Mir ein liebes Schaugerichte
Sind die unschmackhaften Früchte,
Zeigen mir die Prachtgehänge
Heimatlicher Schattengänge,
Da wir in den Knabenzeiten
Sie auf lange Schnüre reihten
Um den ganzen Leib sie hingen
Und als wilde Menschen gingen,
Oder sie auch wohl im scharfen
Krieg uns an die Köpfe warfen. –
Trüg ich, ach! nur eine Weile
Noch am Schädel solche Beule,
Aber mit der ganzen Wonne
Jener Ludwigsburger Sonne!

Diese geliebte Vaterstadt also muss Mörike nach dem Tod seines Vaters im September 1817 verlassen. Obwohl seine Mutter mit ihren Kindern noch bis zum Herbst 1818 in Ludwigsburg bleibt, verkauft sie schon zwei Monate später – im November – ihr Wohnhaus in der Oberen Marktstraße. Eduard kommt bereits im Oktober 1817 nach Stuttgart; er wohnt bei seinem Onkel Eberhard Friedrich von Georgii und besucht das Mittlere Gymnasium, um sich auf das Landexamen vorzubereiten.

Mörike absolviert diese Prüfung zwar erfolgreich, erreicht aber mit seinen bescheidenen Leistungen angesichts der großen Anzahl der Bewerber um ein achtjähriges Stipendium zum Theologiestudium sein Ziel nicht. Erst durch Vermittlung seines als Obertribunalpräsident einflussreichen Onkels wird er wegen Mittellosigkeit der Mutter und als »gutartiger Knabe« ins neu eingerichtete Niedere evangelisch-theologische Seminar Urach aufgenommen. Der Geist dieser Klosterschule hat ihn geprägt, vor allem in den klassischen Wissenschaften. Die poetische Welt, die er sich damals zu erschließen beginnt, faszinierte ihn und seine neuen Freunde, darunter Johannes Mährlen und Wilhelm Hartlaub, Freunde fürs Leben.

Umfangreiche Lektüre prägte die Uracher Zeit. Vor allem durch die Anregungen des genialen Wilhelm Waiblinger, den er gegen Ende der Uracher Seminarzeit kennen lernt und sich dichterisch mit ihm austauscht, wurden nicht nur die Schwaben Schiller und Uhland, Hölderlin und Kerner gelesen, sondern auch Ariost, Goethe, Jean Paul, Klopstock und Shakespeare. In dieser Zeit wendet er sich außerdem ver-

stärkt der Musik zu, die einen ungewöhnlichen Reiz auf ihn ausübt. Geradezu begeistert war er von Mozart, dessen »Don Juan«, »Titus« und die »Entführung aus dem Serail« er bereits in Stuttgart kennen gelernt hatte.

Im November 1822 wurde Mörike dann am Höheren evangelisch-theologischen Seminar, der theologischen Fakultät der Universität Tübingen, immatrikuliert. Er gehörte zu den Stiftlern, also jenen Theologiestudenten, die im Stift zu mehreren in einem Zimmer hausten, unter ständiger Obhut lebten und nach genau festgelegten Lehrplänen studierten. Für viele eine starke Einschränkung ihrer sonst wohl freieren Persönlichkeitsentwicklung. Wie auch in Urach schon war Mörike nicht gerade der eifrigste Student, er blieb immer einer der letzten seiner Promotion, seines Studienjahrgangs. Oft genug wurde er zu »anhaltenderem und angestrengterem Fleiße erinnert«, Beurteilungen wie »Seine Predigt war mittelmäßig disponirt, unangemessen ausgeführt, unangenehm vorgetragen« kamen nicht nur einmal vor. Und er saß auch öfters wegen Verfehlungen wie »Pfeiferauchen in der Öffentlichkeit« im Karzer. Ein »Freund des Ästhetischen, dem trockenen Studium abhold« eben, wie Professor Köstlin ihn beurteilte. Trotzdem sind für Mörike die nun folgenden Studienjahre lebendige, von quirliger Aktivität geprägte, zunächst sogar unangepasste Jahre, in denen sich durch seine Ausstrahlungs- und Anziehungskraft weitere enge Freundschaften ergeben, so etwa mit Rudolf Lohbauer oder Ludwig Bauer; mit Letzterem erschafft, erträumt und durchlebt Mörike den Mythos vom Lande Orplid.



*Eduard Mörike als Student (1824),
Bleistift- und Kreidezeichnung von
Johann Georg Schreiner.*

Mörike muss damals eine geradezu ideale Erscheinung gewesen sein, innerlich ausgeglichen, auf Harmonie bedacht, und doch fähig zu ausgelassener, überschäumender Lebenslust, zu Schalkhaftigkeit, gleichzeitig zu schwermütigen Träumereien und genialen Phantasien. In dieser poetischen Atmosphäre, in dieser Zeit voller literarischer Pläne und dichterischem Enthusiasmus, entstehen bereits Gedichte, die heute zu den bedeutendsten in deutscher Sprache gehören – wie »Der Feuerreiter«, »An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang« oder »Gesang zu zweien in der Nacht«.

Hierher gehört auch sein Peregrina-Zyklus. Während der Osterferien 1823 lernen Mörike und Lohbauer die im damaligen Ludwigsburger Gasthaus »Zum Holländer« tätige Kellnerin Maria Meyer kennen. Sie fasziniert die Freunde, sie zieht besonders Mörike in ihren Bann und wird Anlass zu einer leidenschaftlichen Liebe, die ihn im Innersten ergreift und die droht, ihn aus der vorgezeichneten Berufs- und Lebensbahn zu werfen. Er wird so stark von seinen Gefühlen bedrängt, dass die ältere, ihm gegenüber fast mütterliche Schwester Luise Gefahr aufziehen sieht und ihn mit Macht versucht, den Fängen der schönen, wilden, unstet lebenden Maria Meyer zu entreißen. In ihren Tagebüchern hält sie den Kampf um des Bruders Seele fest:

»[...] jenen heftigen Stürmen und mancher innern schmerzlichen Bewegung, mit welcher ich seit den unglücklichen Osterferien mit Eduards Schwärmerey für Marien [...] zu kämpfen hatte [...]. Diese Zeit voll Sorge und Kummer haben einen großen Theil meiner Kräfte hinweggenommen und mein ganzes Wesen zu einer krankhaften Reitzbarkeit gesteigert. Was ich im Innern litt, das bemühte ich mich vor der Mutter zu verbergen, und diese Anstrengung wirkte mir doppelt verderblich auf den Körper.«

Als Maria Meyer wenige Monate nach dem Beginn der Beziehung, ohne Ankündigung und ohne Mörike zu benachrichtigen, aus Ludwigsburg verschwindet, ist er enttäuscht und tief verletzt. Die Mahnungen der Schwester, ihr unentwegtes Drängen auf Beendigung des Verhältnisses, ihr ständiger Versuch, den Bruder vom schlechten Charakter des Mädchens zu überzeugen, finden mehr und mehr bei Mörike Gehör. Er verschließt sich schließlich ganz vor Maria. Selbst ihr Versuch, ihn ein Jahr später und noch einmal 1826 wiederzusehen, scheitert an seiner Furcht vor einer weiteren Begegnung. Auch dies hält die Schwester in ihrem Tagebuch fest:

»Eduard erzählte: wie durch ein beängstigendes körperliches Übel und durch geistige Anstrengung sein Gemüth so gereizt und bis zu kranker Empfindlichkeit gespannt eben unendlich leidend gewesen sey, als ihn die Nachricht von Mariens [...] Erscheinen – fast vernichtend getroffen, und den leise und still gehegten Wunsch, dieser Sphäre zu entfliehn laut und heftig in seinem Innern ausgesprochen habe. Seine Maria war ja tot! Sie lebte himmlisch rein und fleckenlos wie immer in seinem Herzen, und war mit der wahren Lebenden beynah zu einem Bilde verschmolzen. – Diese erschien nun wieder ohne den Heiligenschein der ersten Begegnung.«

Mörikes zunächst leidenschaftliche Liebe zu Maria Meyer, seine tiefen Gefühle für sie, finden sich in seiner dichterischen Phantasie und Gestaltungskraft, in seinem Peregrina-Zyklus, wieder.

Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden,
Geht endlich arm, zerrüttet, unbeschuht;
Dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
Mit Tränen netzet sie der Füße Wunden.

Ach, Peregrinen hab ich so gefunden!
Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wange Glut,
Noch scherzend in der Frühlingsstürme Wut,
Und wilde Kränze in das Haar gewunden.

War's möglich, solche Schönheit zu verlassen?
– So kehrt nur reizender das alte Glück!
O komm, in diese Arme dich zu fassen!

Doch weh! o weh! was soll mir dieser Blick?
Sie küßt mich zwischen Lieben noch und Hassen,
Sie kehrt sich ab, und kehrt mir nie zurück.

Angesichts dieser Verse ist der Zusammenhang zwischen der realen Gestalt Maria Meyers und der Peregrina in seiner Lyrik oder der Elisabeth in seinem Roman »Maler

Nolten« wohl nicht abzustreiten; sie – Peregrina, die Fremde, die real nicht Fassbare, wie er sie im Nachhinein nennt – wird für Mörike zum Bild der Liebe schlechthin.

Die Studienjahre zwischen 1822 und 1826 waren sicherlich die ereignisreichsten in Mörikes Leben. Es war die Zeit, in der Mörike seine poetischen Fähigkeiten entwickelte und aus ihnen zu schöpfen begann. Neben dem Bewusstsein, dass sein eigentlicher Lebensinhalt die Poesie war, gab es aber auch noch das Pflichtbewusstsein für den Brotberuf, die theologische Laufbahn – so, wie die Familie es für ihn bestimmt hatte. Mit mittelmäßigen Leistungen, als 37. seiner Promotion, bestand Mörike das Pfarrexamen im Herbst 1826 und trat ins Vikariat ein.

Schon damals empfand er sein vom kirchlichen Amt geprägtes Dasein als unbefriedigend und versuchte auszubrechen aus den sich abzeichnenden geordneten, eingrenzenden Verhältnissen eines württembergischen evangelischen Geistlichen. Um sich ganz der geliebten Dichtung zuwenden zu können, beantragte er mehrmals Urlaub vom Amt, der ihm auch anstandslos vom Konsistorium, der obersten Kirchenbehörde des Landes, genehmigt wurde. Insgesamt beliefen sich die genehmigten Freistellungen schließlich auf 18 Monate, die sich auf zwei Zeitabschnitte 1828 und 1831 verteilten. Er bemühte sich in jenen Tagen intensiv um eine Anstellung in einem »literarischen« Beruf, so als Bibliothekar oder im Verlagswesen. Einmal hat er Erfolg, als er 1828 Mitarbeiter der vom Franckh-Verlag in Stuttgart herausgegebenen »Damenzeitung« wurde. Doch schon Wochen später kündigte er und kehrte er aus Ekel an der Sache – dem geschäftsmäßigen Produzieren von Literatur nämlich – mit einem »Vivat Vicariat« ins kirchliche Amt zurück.

Nach unruhigen ersten Berufsjahren mit weiteren Ausbruchversuchen in die aufregende und aufbegehrende »literarische« Freiheit akzeptierte er schließlich die ihn auch weiterhin bedrückende Vikariatsknechtschaft. Er hatte, bevor ihm endlich ein Pfarramt anvertraut wurde, insgesamt acht lange Vikariatsjahre durchzustehen – viel mehr, als die damals üblichen zwei bis drei Jahre. Die Herren vom Konsistorium zögerten auch deshalb so lange, weil sie um seine poetische Begabung wussten und ihm den Weg, seinen eigentlichen Neigungen nachzugehen, nicht verbauen wollten. Die Vikariatszeit führte ihn zwischen 1826 und 1834 in zehn ländliche Gemeinden, unter anderem nach Köngen, Pflummern, Plattenhardt, Eltingen und Weilheim/Teck.

Einige seiner Amtsorte hielt er in – teils schnell hingeworfenen – Skizzen fest, wie etwa seine Amtsstube in Owen oder das am Albtrauf gelegene Ochsenwang, dessen Pfarrverweserei er von Januar 1832 bis Oktober 1833 versah. An schriftlichen Dokumenten aus der Zeit als Vikar hat sich so gut wie nichts erhalten. Eine Ausnahme sind zwei theologische Aufsätze, einer unter dem Titel »Ist es dem Christen erlaubt zu schwören?«.

Alles in allem aber waren auch die Vikariatsjahre für Mörike von hohem dichterischen Ertrag. Es entstanden zahlreiche weitere seiner schönsten Gedichte,



*Mörike in seiner Vikarstube in Owen,
Selbstbildnis von 1830.*

wie etwa »Septembormorgen« (1827), »Um Mitternacht« (Oktober 1827), »Erstes Liebeslied eines Mädchens« (Mai 1828), »Er ist's« (9. März 1829) und »An die Geliebte« – Luise Rau. Man denke auch an die Liebesbriefe für sie, jene Pfarrerstochter, die er als Verweser der Plattenhardter Pfarrei im Mai 1829 kennen lernte und mit der er sich schon drei Monate später, am 18. August, verlobte. Eine Heirat jedoch – die zu jener Zeit fest eingeplant war – setzte die endgültige Bestallung als Pfarrer voraus. Mörikes Bewerbungen um eine entsprechende Stelle mussten allerdings mit amtlichen Papieren ausgestattet werden, unter anderem mit dem Nachweis des Bürgerrechts, das er – als gebürtiger Ludwigsburger – vom hiesigen Stadtrat auch zu erhalten glaubte. Auf seinen im Jahre 1830 gestellten Antrag hin heißt es im Ludwigsburger Sitzungsprotokoll vom 6. Dezember:

»Der von hier gebürtige, gegenwärtig zu Owen u.T. als Pfarr-Vicar angestellte Eduard Fried. Mörike, hinterl. Sohn von dem gewesenen Landvogtei-Arzt Carl Fried. Mörike dahier, welcher sich um eine Pfarrei bewerben will, hat in einer schriftlichen Eingabe vom 26. v. M. um Ausstellung eines Zeugnisses darüber gebeten, daß er in Besiz des hiesigen Bürgerrechts sey. Da weder der Großvater noch der Vater des Bittstellers hier bürgerl. waren, so wurde beschlossen, demselben zu erwidern, daß seiner Bitte nicht entsprochen werden könne, so ferne er durch seine hier erfolgte Geburt das hiesige Bürgerrecht nicht erworben habe, daß man ihm aber gegen Entrichtung der gesetzlichen Gebühren in das hiesige Bürgerrecht aufnehmen wolle.«

Mit dieser Reaktion des Ludwigsburger Stadtrats wurden die Buchstaben der Verordnungen genauestens erfüllt. Die Tatsache, dass Mörikes Vater ebenfalls schon in Ludwigsburg geboren wurde und in einem Verzeichnis der Bürger und Einwohner aus dem Jahr 1795 sogar in der Rubrik »Honoratiores« aufgeführt ist, blieb unberücksichtigt.

Das Bürgerrecht wäre für Mörike teuer geworden, denn die Aufnahmegebühr hätte 120 Gulden betragen. Dies war ein ansehnlicher Betrag, der weder von Mörike selbst (er war damals noch Vikar mit einem sehr bescheidenen Salär) noch von seiner Familie aufzubringen war (seine Mutter hatte als Witwe nur das Notwendigste zum Leben). Auch eine kurz darauf von Mörikes Mutter an den Stadtrat gerichtete Bitte, unter wenigstens teilweiser Erlassung der Gebühren dem Sohn doch das Bürgerrecht zu verleihen, wurde negativ beschieden. Im Protokollbuch ist hierzu unter dem Datum 20. Dezember 1830 festgehalten:

»Eine schriftliche Eingabe der in Nürtingen wohnenden Witwe des hier verstorbenen Landvogtei-Arzt's Dr. Mörike vom 11. d. M., in welcher dieselbe unter Beziehung auf den ihr mitgetheilten Protokoll-Auszug die Bürger-Annahme ihres hier gebornen und gegenwärtig in Owen u.T. als Pfarr-Vicar angestellten Sohns Eduard Mörike betreffend um Auskunft über den Betrag der Aufnahms-Gebühren sowie darum bittet, ob nicht mit Rücksicht auf die früheren Verhältnisse ihrer Familie ein Theil dieser Gebühren nachgelassen werden möchte, wurde verlesen und hierauf in Übereinstimmung mit dem Bürger-Ausschuß beschlossen: der Witwe Mörike [...] mitzuthellen [...], daß hieran nichts nachgelassen werden könne.«⁶

Auch weitere Versuche, das Bürgerrecht zu erlangen, scheiterten an der Haltung des Ludwigsburger Stadtrats. Mörike und seine Geschwister blieben, wie ihr Großvater, Bürger von Neuenstadt am Kocher und Eduard erhielt schließlich von dort die erforderlichen Papiere.

Zunächst umsonst, denn – und dafür wären die Papiere notwendig gewesen – die geplante Heirat mit Luise Rau zerschlug sich: im Spätherbst 1833 löste Mörike die Verbindung, wie aus den Briefen seiner Freunde hervorgeht. Da Luisens Briefe nicht

überliefert sind, kann man über die Gründe spekulieren; wahrscheinlich ließen sich seine dichterischen Ambitionen doch nicht mit ihrem Lebensentwurf einer Pfarrfrau vereinbaren. Vielleicht dies schon vorausahnend schrieb Mörike im Brief vom 9. November 1829 an Luise Rau: »Bist Du Luftbild oder Leben?« Seine Briefe an sie jedenfalls zählen mit ihrem poetischen Zauber zu den schönsten Liebesbriefen in deutscher Sprache. Angefangen und vollendet hat Mörike in jenen Jahren übrigens auch seinen einzigen Roman, den »Maler Nolten«, seine erste selbständige Veröffentlichung, die im August 1832 erschien.

Als Mörike am 14. Mai 1834 endlich das Pfarramt in Cleversulzbach übertragen bekommt, erlangte er berufliche und gesellschaftliche Sicherheit und war auch fest gewillt, sich auf seine kirchlichen Tätigkeiten zu konzentrieren. Und doch quälte ihn weiter diese innere Ungewissheit, diese Zerrissenheit zwischen der Notwendigkeit des Pfarrberufs und des drängenden Wunsches, ganz seiner Dichtung leben zu können. Die mit guten beruflichen Vorsätzen angegangene Zeit als Pfarrer in der kleinen, ländlichen Gemeinde wurde zudem gleich im zweiten Jahr von einer ernsten Krankheit überschattet. Nichts Psychosomatisches, Hypochondrisches, wie viel zu lange Zeit behauptet, sondern eine ernste, körperliche Krankheit, die man heute benennen kann: Es war wohl ein erster, leichter Schub einer multiplen Sklerose, wie Experten unserer Generation aufgrund der hinterlassenen Rezepte und Atteste verschiedener Hausärzte Mörikes vermuten. Sein Arbeitswille jedenfalls hatte durch die schwerwiegenden Beeinträchtigungen, wie Lähmungen an Armen und Beinen und Sehstörungen, erneut einen Dämpfer erhalten; nur noch mit Hilfe eines Vikars konnte er sein Amt ausüben. Dies band den sich nur langsam Erholenden stark ins Familiäre und in ein zurückgezogenes Leben. So begann damals für Mörike eine Zeit, die sich im engen Kreis der Familie bewegte, im Kreis der damals 63-jährigen Mutter und der 18-jährigen Schwester Klara, die ihm beide den Pfarrhaushalts führten.

In dem wenige hundert Seelen zählenden Bauerndorf Cleversulzbach, fernab von den Freunden und Bekannten, fernab vom literarischen Geschehen in der Residenzstadt Stuttgart, fehlte natürlich auch jedes angemessene gesellschaftliche Leben. Und trotzdem: Für den Dichter Mörike waren die Cleversulzbacher Jahre eine überaus produktive Zeit. An den zwischen 1836 und 1840 erschienenen Buchausgaben arbeitete er teilweise gleichzeitig. Es entstanden unter anderem die Prosastücke »Der Schatz« und »Der Bauer und sein Sohn«, ein Singspiel »Das Fest im Gebirge«, das Opernlibretto »Die Regenbrüder« und die »Classische Blumenlese«. Und Mörikes erste Gedichtausgabe erschien endlich 1838, bis zuletzt noch ergänzt durch Arbeiten wie die Ballade »Schön-Rohtraut« und das humoristische Kurzepos »Märchen vom sicheren Mann«.

Das Cleversulzbacher Pfarrhaus war – wenn auch selten genug – auch Anziehungspunkt für Freunde und Verwandte. Hartlaub etwa, den er jahrelang aus den Augen verloren hatte und dem er 1837 während einer Kur in Mergentheim wieder begegnete, wurde wieder enger Vertrauter. Verbindungen zu Justinus Kerner im nahe gelegenen Weinsberg intensivierten sich, vor allem im gemeinsamen Interesse an den »Nachtseiten der Natur«. Auf Kerners Bitten hin notierte Mörike seine Beobachtungen über den »Spuk im Pfarrhaus zu Cleversulzbach«.

Trotz aller literarischen Aktivitäten und Erfolge verstärkte sich jedoch Mörikes Abneigung gegen die Cleversulzbacher Lebensverhältnisse, die fortwährende innere Unzufriedenheit mit sich und seiner Situation lähmte ihn. Erst recht, als das bisher wohlwollende Konsistorium, vermutlich auch auf versteckte Unmutsäußerungen der



Eduard Mörike (li.) und Wilhelm Hartlaub, 1865.

benachbarten Amtskollegen, Mörike Ende 1842 aufforderte, sein Amt wieder alleine, ohne Hilfe eines Vikars, zu versehen. Er nahm von Ostern 1843 an einen weiteren Anlauf dazu. Vergeblich, wie sich kurze Zeit später zeigte, und auch nicht verwunderlich, wenn man ein in jener Zeit entstandenes Aquarell richtig deutet: Mörike zeichnete den Beschlag einer Kirchentüre als dominierende äußere Barriere, die den Zugang zur Kirche verwehrt; Altar und Kruzifix sind nur noch mit einem Blick durchs Schlüsselloch zu erkennen, der Betrachter, Mörike, muss draußen bleiben, ist nicht mehr Teil des Ganzen.

Deshalb war Mörike schon wenige Wochen nach dem erneuten Versuch, seine Amtsgeschäfte alleine zu führen, entschlossen, sich endlich von dem ungeliebten Pfarjoch zu befreien und ganz der Dichtung zuzuwenden. Am 3. Juni 1843 – er war

39 Jahre alt – schrieb er sein Pensionierungsgesuch, das kurze Zeit darauf genehmigt wurde. Mit der frühzeitigen Aufgabe des Pfarramts hoffte er auf eine Besserung der Situation, hielt aber, indem er sich noch mehr von Stuttgart, dem für ihn eigentlich wichtigen kulturellen Mittelpunkt des Landes, entfernte, weiter Abstand zur Öffentlichkeit: Nach kurzen Zwischenstationen in Wermuthausen und Schwäbisch Hall zog Mörike, hauptsächlich wohl aufgrund bescheidenster finanzieller Verhältnisse wegen des nun fehlenden regelmäßigen Einkommens, in das am äußersten nordöstlichen Rand Württembergs gelegene Mergentheim und setzte dort sein kleinbürgerliches Honoratiorenleben fort. Der Kontakt zum Freundeskreis wurde noch seltener, das Leben verlief jetzt in fast ärmlichen Bahnen.

In Mergentheim wohnte man von Ende März 1845 an in dem repräsentativ gelegenen Haus der Familie Speeth am Markt 5. Die Atmosphäre der Kleinstadt und ihr geselliger Verkehr behagten ihm. Als Privatier widmete Mörike sich nun ganz der Dichtung, aber auch anderen Neigungen, wie etwa dem Sammeln von Versteinerungen. Er beschäftigte sich intensiv mit ihnen und hatte darüber sogar Schriftverkehr mit verschiedenen Stuttgarter Wissenschaftlern. Versuche jener Tage, eine einträgliche Tätigkeit zu finden, die die dürftige finanzielle Situation der Geschwister verbessern könnte, scheiterten jedoch immer wieder. Zuwendungen aus dem Freundes- und Verehrerkreis, neuerliche Zuschüsse des Konsistoriums erleichterten zwar gelegentlich die Lage, doch die Eintragungen im bekannten, mit Zeichnungen illustrierten Mergentheimer Haushaltungsbuch machen die bescheidenen Verhältnisse nur allzu deutlich.

Entscheidend für jene Jahre jedoch war die Begegnung mit Margarethe Speeth, der Tochter seines Hausbesitzers. Das Mädchen, zwei Jahre jünger als Klara Mörike, also 1818 geboren, war zuerst vor allem die Freundin seiner Schwester. Sie weckte jedoch bald auch Mörikes Aufmerksamkeit und faszinierte ihn zunehmend. Es entstand eine langjährige Freundschaft zu dritt, die allerdings durch die beginnende Liebesbeziehung zwischen Margarethe und Eduard manchen Spannungen unterworfen war.

Es waren Spannungen, die das ganze weitere Leben Mörikes beeinflussten, nicht nur im Verhältnis zur Schwester Klara, sondern auch zwischen Mörike und den befreundeten Hartlaubs, deren spontane Abneigung gegenüber der Katholikin Margarethe Speeth sicherlich nicht nur von Eifersucht, sondern auch von einem – bei der Verschiedenheit der Charaktere und der Konfession – ehrlichen Bedenken im Blick auf ein dauerhaftes Verhältnis bestimmt wurde. Der Umgang mit der Freundin, der Schwester und Hartlaubs wurde in den folgenden Jahren zusehends schwieriger, so dass Ende der vierziger Jahre eine Entscheidung getroffen werden musste.

Erneut bemühte sich Mörike um ein Amt, das ihm die Heirat ermöglichte. Durch Vermittlung von Freunden erreichte er schließlich eine Anstellung als Lehrer am Stuttgarter Katharinenstift, eine zusätzliche Verdienstmöglichkeit, die zusammen mit seiner Pension als Pfarrer die Gründung des Hausstandes ermöglichte. Mörike, 46-jährig, heiratete am 25. November 1851 in der Mergentheimer Schlosskirche Margarethe Speeth, obwohl er sich bewusst war, dass er sich von der Schwester nicht würde lösen können und gegen den Rat seines Freundes handelte. Noch vor Ende des Jahres zog das Ehepaar mit der Schwester nach Stuttgart. Durch die neue Umgebung und die Geburt der beiden Töchter Fanny und Marie 1855 und 1857 waren die ersten Ehejahre die friedlichsten, doch schon Ende der fünfziger und in den sechziger Jahren traten wieder Spannungen innerhalb des Dreieckverhältnisses auf.

In jenen Jahren kehrte Mörike auch ins literarische Zentrum des Landes und in

den Kreis vieler Freunde zurück. Sein Leben hatte – literarisch gesehen – noch einmal eine entscheidende Wendung genommen. Das dichterische Schaffen erreichte einen jetzt von einer noch breiteren Öffentlichkeit beachteten Höhepunkt. Auch gewann er durch seine Vorlesungen am Oberen Museum und seine Lehrtätigkeit am Katharinenstift bald neue Freunde hinzu. In jener höheren Töchterschule machte er zum Beispiel die Bekanntschaft von Rektor Karl Wolff, der seine Anstellung als Lehrer sehr unterstützte und schließlich zu einem engen Freund wurde. Erneuert wurden



Mörike und seine Familie, um 1860; v.l.n.r.: Schwester Klara Mörike, Tochter Fanny, Eduard Mörike, Margarethe Mörike, Tochter Marie.

auch die Freundschaften mit Friedrich Notter (1801-1884), mit Johannes Mährlen und mit Friedrich Theodor Vischer, dem Ludwigsburger Jugendfreund. Seine Dichtungen hatten ihm aber auch Freunde und Verehrer außerhalb des Landes gebracht. So besuchten ihn im Laufe der Jahre unter anderem Berthold Auerbach, Paul Heyse, Emanuel Geibel und Theodor Storm. Sein hervorragender literarischer Ruf und der damit einhergehende gesellschaftliche Verkehr wurde ihm jedoch bald zur Last – Besucher wehrte er ab. Gegen unverlangt an ihn gesandte Manuskripte verwahrte er sich schließlich sogar per Annonce.

Da er in den Konventionen seiner Zeit lebte, als ein inzwischen bekannter Dichter und Mitbürger von Rang, blieben offizielle Ehrungen nicht aus. 1852 wurde ihm von der Universität Tübingen die Ehrendoktorwürde verliehen, 1856 erhielt er den Titel eines Professors und 1864 verlieh ihm das württembergische Königshaus das Ritterkreuz des Friedrichsordens. Zwei Jahre zuvor war Mörike in das Kollegium des Königlichen Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst in München berufen worden. So sehr diese Ehrungen Mörikes sozialen Rang erhöhten, sie halfen ihm doch nicht über seine gleichbleibenden finanziellen Sorgen hinweg. Erleichterung in dieser Hinsicht brachte 1862 die Auszeichnung der Deutschen Schillerstiftung: Sie überwies 300 Taler. Diese Summe wurde ihm auf Anraten der Stuttgarter Sektion von 1864 an lebenslänglich ausgesetzt.

Wichtig war in jener Zeit für Mörike auch die eigene Familie, vor allem die Töchter Fanny und Marie. Er war diesen Kindern ein liebevoller Vater, wie aus vielen Gelegenheitsversen und »Musterkärtchen« hervorgeht.

Wenn auch Mörikes Leben durch Familie, Berufstätigkeit, Freundeskreis und anderes ausgelastet war, so hat er doch seine eigene dichterische Arbeit beharrlich fortgesetzt: 1853 erschienen »Das Stuttgarter Hutzelmännlein« und eine kleinere Prosaarbeit, »Die Hand der Jezerte«, 1855 die Übersetzungen antiker Dichtungen (»Theokritos, Bion und Moschos«) und die Novelle »Mozart auf der Reise nach Prag«, 1856 schließlich die dritte Auflage seiner »Gedichte«, die zweite Auflage der »Idylle« und die »Vier Erzählungen«. In dieser Zeit begann Mörike auch mit der Neubearbeitung des »Maler Nolten«. Neben vielen Gelegenheits- und Widmungsgedichten für Familie, Freunde und Bekannte entstanden in den späteren Jahren einige große Gedichte, die erst in die vierte Auflage der Sammlung aufgenommen wurden: »Besuch in der Kartause«, »Bilder aus Bebenhausen« und »Erinna an Sappho« zum Beispiel.

Mit der Pensionierung von seiner Lehrtätigkeit am Katharinenstift 1866 änderten sich Mörikes Lebensumstände in ersehnter Weise. Er zog sich jetzt in seine vier Wände zurück und beobachtete das gesellschaftliche und kulturelle Leben lieber aus der Enge der Familie. Der Ruhestand ermöglichte ihm endlich, der Stuttgarter Betriebsamkeit zu entkommen. Selten suchte er noch neue Bekanntschaften, Verehrer ließ er kaum noch vor. 1863 hatte er sich auf Einladung von Wolff für mehrere Wochen nach Bebenhausen geflüchtet. Dort war der Gedichtzyklus »Bilder aus Bebenhausen« entstanden. Drei Jahre später konnte Mörike an einen zweiten Wohnsitz, einen Ortswechsel denken. Im Sommer 1867 zog er mit seiner Frau nach Lorch im Remstal. Da die Töchter weiterhin am Katharinenstift unterrichtet werden sollten, blieb Mörikes Schwester vorerst bei ihnen in Stuttgart; sie wechselte sich später mit seiner Frau in der Versorgung der Kinder ab. Die Ferienzeit vereinte die Familie in Lorch. Der reizvoll gelegene, ländliche Ort, in manchem an Bebenhausen erinnernd, scheint dem Dichter zunächst die erhoffte Ruhe und Abgeschlossenheit gegeben zu haben. Einer der wenigen auswärtigen Besucher, die sich in Lorch einfanden, war übrigens der gleichaltrige Maler Moritz von Schwind.

Die letzten Lebensjahre Mörikes allerdings wurden zusätzlich belastet von den Problemen der »Ehe zu dritt«, die jetzt sogar den zeitweiligen Rückzug von der Familie bewirkten. Im Verlauf der Jahre hatte sich Margarethe angesichts des engen Zusammenhaltens der Geschwister wohl immer mehr isoliert gefühlt; ihr Argwohn und ihre Starrheit steigerten sich, und so kam es schließlich 1873 zur Trennung der Eheleute: Sie kehrte mit ihrer Tochter Franziska nach Mergentheim zurück, während Mörike mit der Schwester Klara und der Tochter Marie in Stuttgart blieb. Erst wenige



Margarethe und Eduard Mörike, um 1865.

Tage vor Mörikes Tod kam Margarethe wieder nach Stuttgart und versöhnte sich mit ihrem Mann.

Mörike starb am 6. Juni 1875 in Stuttgart und wurde zwei Tage später auf dem Pragfriedhof begraben. Sein Werk hatte weit über die Grenzen des Landes hinaus einen bedeutenden Kreis literarisch Interessierter erreicht. Johann Georg Fischer würdigte dies an seinem Grab, indem er ihn als »ein Stern erster Größe am deutschen Dichterkhimmel« bezeichnete. Es waren wohl die Phantasien und die Spiele seiner Jugend, der nie versiegende Humor und die ungebrochene Lust zum Träumen, die diese Dichter-Kraft erzeugten und sie ein Leben lang erhielten: »Der Genius jauchzt in mir«, sagt er in einem seiner Gedichte – und hat dabei wohl auch an sich selbst gedacht. Dieser Genius ist heute in seiner Bedeutung unumstritten. Eduard Mörike, ein »Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin«, wie ihn Gottfried Keller einmal nannte, steht in der ersten Reihe der deutschsprachigen Dichter und genießt deshalb zu Recht Weltruhm.

Anmerkungen

- 1 Mörikes Onkel, der Prokurator Gottlieb Mörike (1774-1833).
- 2 Mörikes Bruder Ludwig (1811-1886).
- 3 Vgl. Mörikes Gedicht »An eine Äolsharfe«, in: Eduard Mörike: Sämtliche Werke, Bd. 1 (6. Aufl.), S. 689.
- 4 In der Emichsburg, einem 1798 errichteten Turm mit einer Äolsharfe, war in Plastiken eine Szene um den berühmten Grafen Emich dargestellt; an den Wänden hingen Rüstungen und Waffen aller Art. Schon in Mörikes Kindheit war der Schlossgarten öffentlich zugänglich.
- 5 Veröffentlicht in Eduard Mörike: Iris.
- 6 Stadtarchiv Ludwigsburg L 150, Bd 42.

Quellen und Literatur

Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv Marbach: Mörike-Nachlass und Mörike-Sammlungen
Staatsarchiv Ludwigsburg
Stadtarchiv Ludwigsburg

Eduard Mörike: Iris. Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen, Stuttgart 1839.
Eduard Mörike: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Stuttgart 1967 ff.
Eduard Mörike: Sämtliche Werke, 2 Bde., München 1967 (6. Aufl. Düsseldorf/Zürich 1997).
Albrecht Bergold, Reiner Wild (Hrsg.): Mörike-Rezeption im 20. Jahrhundert, Tübingen 2005.
Hans-Ulrich Simon: Mörike-Chronik, Stuttgart 1981.
Gero von Wilpert (Hrsg.): Lexikon der Weltliteratur, Bd. 1, 2. erw. Aufl., Stuttgart 1975.